

Haltet die Reihen fester geschlossen

Autor(en): **Pesch, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1960)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-337181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Diskussion über den Verlauf und das Ergebnis der Nationalratswahlen wird auch in unseren Reihen noch immer weitergeführt. Diese Auseinandersetzung ist notwendig und wertvoll. Im Interesse einer Vertiefung der Diskussion veröffentlicht die «Rote Revue» den sehr persönlichen Beitrag von Dr. Fritz Pesch. Es versteht sich, daß sich die Redaktion der «Roten Revue» mit den darin zum Ausdruck gebrachten Auffassungen nicht identifiziert.

DR. FRITZ PESCH

«Haltet die Reihen fester geschlossen ...»

Noch eine Wahlbetrachtung

In einer Demokratie sollte die Politik zu einem großen Teil aus Vorbereitung auf die nächsten Wahlen bestehen, mit Beginn jeweils am Tage nach der letzten Wahl. Vier Jahre lang säen und dann ernten.

Deshalb lohnt es sich, die von Fritz Escher und Benno Hardmeier begonnene Wahldiskussion fortzusetzen.

Zwei Umstände bestimmen das Ergebnis von Wahlen, nämlich einerseits die gegebene Situation und andererseits das, was wir damit machen.

Da wir auf den ersten Umstand keinen, auf den zweiten aber jeglichen Einfluß haben, sollten wir nicht vom erstern reden, denn das führt nur zu Ausreden. Dazu kommt, daß der Bereich des zweiten Umstandes, das eigene Tun, viel größer ist, als wir denken. So müßte zum Beispiel der gegenwärtige relative Wohlstand der Arbeiter- und Angestelltenschaft keine unübersteigbare Schranke gegen künftige Wahlerfolge sein. Bei richtiger Politik müßte es möglich sein, selbst ein Volk von Millionären zum feurigen Kampf gegen die Milliardäre zu führen, denn die menschliche Unzufriedenheit ist eine unversiegbare und zu wenig ausgenützte Kraftquelle. Gäbe es sie nicht, so würden wir heute noch auf den Bäumen sitzen und uns kratzen.

Auch sollten wir ausdrücklich darauf verzichten, uns auf den «Trend» zu berufen, selbst wenn darin einige Rechtfertigung stecken möchte. Beim Schachspiel gibt es auch keinen «Trend» zugunsten von Weiß oder Schwarz. Wer besser spielt, gewinnt eben. Freilich, hier wird der Einwand unüberhör-

bar, daß der Propagandaapparat der Gegenpartei aus finanziellen Gründen – anders als beim Schach – für den Gegner einen günstigeren Start schaffe.

Das stimmt aber nur scheinbar. Die größten Wahlerfolge hat die Arbeiterbewegung in vergangenen Jahrzehnten errungen, als sie verachtet, verfolgt und finanziell viel schwächer war als heute. Wir waren am stärksten, als wir am schwächsten waren, wie sinngemäß irgendwo der dialektisch geschulte Apostel Paulus sagte.

Seit dem letzten nennenswerten Wahlerfolg – dem von 1943 – stagnieren wir sowie als auch der Gegner. Für ihn genügt das, denn er will ja nur konservieren. Für uns bedeutet Stillstand eine Niederlage, denn wir wollen ja verändern. Da muß doch etwas nicht in Ordnung sein.

Ein Thema, das bei uns zu wenig gewürdigt wird und welches recht eigentlich unsern vergessenen Faktor bedeutet, ist die Rolle des Emotionalen in der Politik.

An verstandesmäßigen Argumenten haben wir geradezu Überfluß:

Eines der fast sofortigen praktischen Erträgnisse jenes Wahlerfolges von 1943 war die Einführung der AHV, gegen die noch wenige Jahre vorher freisinniger Widerstand geleistet worden war. Eine der fast sofortigen praktischen Strafen für den Wahlmißerfolg von 1959 wird eine verstärkte Gefährdung des Mieterschutzes sein.

Der Arbeiter könnte, wenn er es begreifen wollte, aus zwei Kuverts Geld beziehen, nämlich nicht nur aus dem Zahltagtäschchen, sondern auch aus dem Stimmkuvert. Mieten, Steuern, Preise, Sozialleistungen und vieles andere werden nämlich durch das Stimmkuvert mindestens stark beeinflusst. Entweder wir pumpen via Stimmkuvert zusätzliche Möglichkeiten in unser Portemonnaie oder aber die andern pumpen stärker, und dann fließt das Geld in umgekehrter Richtung, wie man jetzt dann bei den Mieten sehen wird. Das zynische französische Sprichwort:

«La politique, c'est l'argent des autres» bewahrheitet sich leider wieder.

Zu unsern Wählern gehören Organisierte und Unorganisierte. Aber was geschieht – trotz unsern verstandesmäßigen Argumenten – schon am grünen Holze der Organisierten?

Die Sozialdemokratische Partei rekrutierte bei den Nationalratswahlen 1959 im Kanton Zürich rund 50 000 Wähler. Im Kanton Zürich gibt es aber rund 80 000 Mitglieder unseres Gewerkschaftsbundes. Davon dürften nach der letzten Statistik etwa 10 Prozent Frauen sein. Bleiben 72 000, wovon noch einige Minderjährige und Ausländer abgehen. Andererseits haben wir doch auch unorganisierte Wähler. Irgendwo versteckt sich doch in dieser Buchhaltung ein ideologisches oder organisatorisches Defizit.

Sollten wir nicht andere Wege als die nur verstandesmäßigen gehen?

Wir wollen ja den Menschen in den Mittelpunkt der Politik stellen. Dieser Gedanke ist nicht neu; er ist bester alter Marx. Denn er hat in der Kritik

der Hegelschen Philosophie gesagt, daß auch eine Idee zur materiellen Gewalt werde, wenn sie die Massen erfasse, und sie erfasse die Massen, wenn sie radikal sei, und (da «radikal» wörtlich «wurzelnhaft» heißt) die Wurzel der Dinge sei eben der Mensch. Dabei hat Karl Marx nach dem ganzen Zusammenhang das Wort «radikal» nicht im Sinne eines Revolver-Revolutionarismus verstanden, sondern eher psychologisch, denn er sagte an der genannten Stelle auch, man müsse «ad hominem» argumentieren, das heißt so, daß der Einzelmensch davon gepackt wird.

Wie gelangt man zur Wurzel des Menschen?

Nach den Erkenntnissen der modernen Psychologie, besonders denjenigen von C. G. Jung, ist der Verstand lange nicht so wichtig, wie man meinte. Man könnte die Seele eines Menschen mit irgendeinem kaufmännischen oder öffentlichen Betriebe vergleichen. Am Schalter sitzt ein tüchtiger, treuer, etwas phantasieloser Mann, der Herr Verstand, der empfängt das Publikum. Im Hintergrund ist ein geheimnisvolles Sitzungszimmer, niemand weiß, regiert da *ein* Chef oder mehrere Chefs. Schließlich stammt ja der Mensch von vielen Vorfahren ab und empfängt vielerlei Eindrücke, die alle seine Triebe, seine Gefühle, seine Impulse und Hemmungen formen. Bald überwiegt dieser Faktor, bald jener. Wenn dann ein Entscheid gefällt ist, muß der dienstbereite Verstand noch eine Begründung dazu liefern. Das Geheimnis des Erfolges beruht darin, direkt ins Sitzungszimmer zu gelangen, die dort übliche Sprache zu sprechen und sich nicht durch den Mann am Schalter aufhalten zu lassen. Diesen Weg müssen wir auch finden. Von der Gegenseite wird er schon lange begangen.

Natürlich ist der Verstand nicht ohnmächtig. Er verfügt über einen gewissen Prozentsatz von Einfluß. Je größer aber die Gemeinschaft ist, welcher ein Mensch angehört, also in je größerer Masse er sich befindet, desto kleiner ist dieser Prozentsatz. In einer Versammlung von 30 Personen ist der Mensch etwas stärker von seinem Verstand abhängig als in einer solchen von 600 Personen. Die Hypothese dürfte wohl riskiert werden, daß, national gesehen, der Verstandsektor größer ist bei Angehörigen von Kleinstaaten als bei Großmachtbürgern, daß aber, klassenmäßig gesehen, der emotionale Sektor stärker ist bei der Arbeitnehmerschaft. Das hat aber nichts mit der individuellen Intelligenz zu tun. Es kommt nicht darauf an, wie intelligent der Mann am Schalter ist, sondern darauf, wie groß seine Kompetenzen sind.

Wenn wir noch tiefer in die menschliche Seele hinuntersteigen, dann bedürfen wir eines anderen Vergleiches. Ganz zuunterst sind alle menschlichen Seelen zusammengewachsen, so wie alle Röhren eines großen Brunnens aus einer gemeinsamen Brunnenstube kommen.

Um wieder zum Lichte des Alltags emporzusteigen: Unserer Politik fehlt es an emotionalen Antrieben, ja vielfach verletzt sie sogar die emotionalen Bedürfnisse der Wähler. Es geht eben nicht an, die Handlungen und Unter-

lassungen unserer Partei mit sogenannten realpolitischen Verstandesargumenten rechtfertigen zu wollen. Realpolitik erweist sich oft nach einiger Zeit als sehr unrealistisch, und was den Vorrang von Verstand oder Gefühl betrifft, so hat «le cœur des raisons que la raison ne connaît pas».

Ein starker und bisher vernachlässigter emotionaler Antrieb steckt wohl in dem dialektischen Brüderpaar: Aggression und Kameradschaft.

Die Aggression entspricht einem uralten vitalen Bedürfnis des Menschen. Aufgabe der Zivilisation soll sein, diesen Trieb zu sozialisieren und zu kanalisieren, anstelle des geworfenen Steines das Wort und anstelle des geschwungenen Knüttels den Stimmzettel zu geben – nicht aber etwa den Trieb abzuschaffen. Selbst Jesus Christus ist ja nicht gekommen, den Frieden zu bringen, wie er sagte, wobei er, nach dem Zusammenhang zu schließen, an den Frieden des faulen Kompromisses dachte.

Diese sozialisierte Aggression ist heute weit aus unserer Politik hinaus verdrängt worden. Da, um auf obigen Vergleich mit den Tiefen der Seele zurückzukommen, einige Röhren des Brunnens verstopft sind, spritzt es um so stärker aus anderen Röhren. So hatten wir neben dem Frieden in Wirtschaft und Innenpolitik die Krise im Touringklub, um den Zürcher Zoo und andere drollige Frosch- und Mauerkriege erlebt. Und die Halbstarcken randalieren. Sie wissen nicht gegen wen. Die Jungburschen vor vierzig Jahren wußten es eher. Einer der Nachteile des neuen Parteiprogrammes, neben vielen Vorzügen, liegt darin, daß es nicht im infanteristischen Sinne den Dienst einer Schießzielbezeichnung versieht.

Aus solchen Erwägungen heraus hat der Verfasser dieser Zeilen geglaubt, als er seinerzeit einen Wahlkommentar im Organ des VPOD schrieb, in den Besonderheiten des letzten Wahlkampfes auch einige positive Seiten erblicken zu dürfen, ja sogar in einer gewissen Konkurrenz der Persönlichkeiten innerhalb der Liste.

Wenn er dabei von «freiem Wettbewerb» gesprochen hat, so ist er mißverstanden worden. Er hat diese Worte sarkastisch gemeint, nämlich so, daß, wenn im Parteiprogramm eine gewisse Annäherung an den bürgerlichen Unterbau erfolge, man sich eben nicht wundern müsse, wenn es auch im politischen Oberbau zu ähnlichen Erscheinungen komme. Freilich spricht das Parteiprogramm von «fairem Wettbewerb» und versteht darunter «möglichst gleiche Ausgangsbedingungen». Alles hängt aber an dem Worte «möglichst», denn wirklich gleiche Ausgangsbedingungen wären ja nur bei einer Vergesellschaftung der Produktionsmittel denkbar.

Natürlich verkennt der Verfasser keinesfalls die Gefahren der innerlistlichen (um nicht zu sagen «innerlistigen») Konkurrenz, aber andererseits bildete sie – wenigstens im Kanton Zürich – diesmal fast den einzigen emotionalen Antrieb, und viele Genossen haben die Ansicht vertreten, daß wir bei der im Herbst 1959 vorhandenen totalen Schläfrigkeit etwa drei Mandate

verloren hätten, wenn nicht einige tausend Wähler zusätzlich marschiert wären. Und diese sind marschiert, weil sie das Gefühl hatten, einige der ihren seien von mehreren Seiten umzingelt und müßten herausgehauen werden. Man hört von Kriegsteilnehmern, daß selbst eine müde Truppe wieder Angriffsgeist bekam, wenn es galt, eingekesselten Kameraden zu helfen. Aggression und Kameradschaft, da haben wir das Brüderpaar.

An sich ist der Beruf eines Gewerkschaftssekretärs gar kein günstiger Ausgangspunkt für die Schaffung kameradschaftlicher Gefühle. Oft muß er einen Mehrfrontenkampf führen, gegen den Arbeitgeber einerseits und gegen Schwierigkeiten in den eigenen Reihen andererseits. Manchmal muß er sogar eine Beitragserhöhung durchpauken. Wenn es ihm dennoch gelingt, die spontan kameradschaftliche Zuneigung und Verbundenheit mit seinen Mitgliedern zu erringen, dann ist das recht erfreulich. Freilich, manchmal empfängt er dabei noch zusätzliche, wenn auch unfreiwillige Hilfe von den Bürgerlichen, wenn diese ihn besonders aufs Korn nehmen. Auf die «Neue Zürcher Zeitung» ist diesbezüglich Verlaß.

Vielleicht wird in vielen Gewerkschaften diesem vergessenen Faktor, der Kampfverbundenheit der Mitglieder mit den Kameraden an der Front, zu wenig Beachtung geschenkt. Der SMUV zum Beispiel ist im Kanton Zürich mit seinen über 21 000 Mitgliedern weitaus die stärkste Gewerkschaft. Hätte hier ein starkes positives, emotionales Band zwischen den Mitgliedern und ihren Vertretern im Parlament eingesetzt werden können, dann wäre nicht etwa dafür ein anderer Kandidat nicht gewählt worden, sondern es wäre überhaupt kein Mandatverlust eingetreten. Die Kandidatenstimmen der Metallarbeiterstadt Winterthur sind diesbezüglich besonders instruktiv.

Die Christlichsozialen hatten auch ihre innerlistliche Konkurrenz, und sie ist ihnen nicht schlecht bekommen. Ein Bisheriger, eher dem rechten Flügel Zugehöriger, ist weggewählt worden. Dafür haben die christlichsozialen Metallarbeiter einen Vertreter in der Person eines Winterthurer Gewerkschaftssekretärs bekommen.

In diesem und nur in diesem Sinne – nicht in demjenigen der gegenseitigen Bekämpfung – sieht der Verfasser etwas Positives im Wettbewerb innerhalb der Liste. Wettbewerb um die Seelen der Wähler, der die Wahlkampagne aktiviert und dem Ganzen zugute kommt.

«Geschlossenheit» ist wünschbar als internes Organisationsprinzip, aber das Wort ist an sich für heutige Menschen gefühlsmäßig gar nicht attraktiv. Die Zahl der veränderten Stimmzettel nimmt von Wahl zu Wahl zu, und die Wähler hätten es nicht gerne, wenn man ihnen Vorwürfe, sie seien nicht «diszipliniert», machen würde. Sie müssen ja gar nicht. Der Slogan von den «geschlossenen Reihen» kommt in der Arbeiterbewegung oft, allzuoft, vor, so zum Beispiel in dem im Titel zitierten Lied vom «Roten Wedding». Er ist dann auch von den Nazi gestohlen worden in ihrem Horst-Wessel-Lied.

Man sollte sich einmal überlegen, daß die bildliche Redensart von den geschlossenen Reihen gar keinen schönen Ursprung hat. Sie stammt aus den militärischen Begriffen des Absolutismus. Obschon es seit Erfindung des Pulvers (doppelsinniger Zusammenhang!) schon taktisch nachteilig wurde, in geschlossenen Reihen zu kämpfen, blieb den damaligen Feldherren keine andere Wahl als diese Formation, denn der damalige Soldat hatte keine Ideologie und kämpfte nicht in eigener Sache, und wenn er nicht sehr dicht aufgeschlossen in Reih und Glied marschieren konnte, lief er davon oder geriet in Verwirrung. Die «Verwirrung der Wähler», das ist heute noch das Schreckgespenst vieler guter Genossen, die sich keine andere Kampfformation als die friderizianische denken können. Wahrscheinlich ist das ein Erbstück von der deutschen Sozialdemokratie her, von der wir viel Gutes, aber auch anderes übernommen haben, das heute nicht überall Lustgefühle auslöst.

«Die geschlossene Reihe», das ist ein bildhafter Ausdruck. In Bildern stecken Vorstellungen, die direkt ans Gefühl appellieren. Wenn schon Bilder und Vergleiche, dann dürften solche aus der Taktik des Partisanenkampfes dem schweizerischen Individualismus eher gefallen. Die Wahrheit lebt heute im Maquis.

So hat zum Beispiel vor einigen Jahren beim Referendum gegen die Landsturmwiederholungskurse eine ad hoc gebildete Gruppe von subalternen Parteifunktionären, gewissermaßen in Heilsarmeeformation und mit gelockertem Tenue und Verstoß gegen den Dienstweg (weil zu langsam) zum Entsetzen einiger Chefs de protocole einen siegreichen Feldzug gegen das Militärdepartement geführt und in kurzer Zeit und unter allgemeiner Begeisterung über 83 000 Unterschriften gesammelt.

Dieses Jahr ist ein wunderbarer Essai von Aldous Huxley erschienen: «Brave New World Revisited». Der Autor weist auf einen tragischen und unlösbaren Konflikt hin. Das Hauptanliegen der Natur, ausgedrückt durch die Kompliziertheit der Gene*, ist, daß kein Individuum wie das andere sei, daß keines sich standardisieren lasse. Andererseits definiert er die Wissenschaft als das Bedürfnis, die Vielheit auf die Einheit zu reduzieren.

In der Spannung zwischen den beiden Polen lebt die menschliche Gesellschaft.

Der Verfasser erhebt deshalb mit seinen Ausführungen nicht Anspruch auf Allgemeingültigkeit, sondern er will nur, damit die Spannung nicht einseitig werde, etwas zugunsten der These des Individualismus gesagt haben, denn die Gegenthese: Disziplin und Geschlossenheit kommt ohnehin nicht zu kurz in unserer Zeit.

* Träger der Erbeigenschaften in den Samen- und Eizellen.